



# Feierabend



## Der Proletarier und seine Frau.

Von Lajos Nagy.

Die Frau saß in der Küche auf einem Schemel. Das Mittagessen war schon zubereitet; die Kartoffelsuppe hat sie von der Öffnung des Ofens ein wenig fortgeschoben, und an deren Stelle das Bohnengemüse hingegossen, denn es ist gut, wenn dieses je weicher ist; in einer kleinen Pfanne auf der Ofenplatte prasselte das Schweinefleisch in feinem Fett. Es war bereits zwei Uhr vorbei, aber ihr Mann war noch immer nicht da. Drinnen, in dem einzigen Zimmer, war der Tisch gedeckt. Die Frau stand auf — eine mittelgroße, starke Frau, mit einem knochigen, aber nicht häßlichen Gesicht —, sie schnitt sich ein Stück Brot ab, legte sich zurück auf den Schemel und begann in ihrer Langeweile an dem Stückchen Brot zu knabbern. Die Zeit verging, die runde Wanduhr tickte, sie zeigte viertel Drei, dann halb Drei. Die Frau nickte ein wenig ein, denn es war drückend heiß in der Küche.

Plötzlich kam der Mann. Auf dem Korridor waren seine dröhnenden Tritte zu vernehmen, er schlug mit der Faust auf die Klinke und öffnete mit brutaler Kraft die Tür, er stieß sie gleichsam auf. Einige Augenblicke schaute er sich forschend, witternd um, er blickte auf den Ofen, auf die Frau, dann drümmte er etwas, so ähnlich wie „guten Tag!“ Er trat geräuschvoll in das Zimmer, warf seine Chauffeurmütze auf das Bett; mit gerunzelter Stirn blickte er um sich, um seinen Mundwinkel zuckte ein bitterzorniger Zug, dann begann er auf und ab zu gehen. Er trug Stiefel, der Bretterboden dröhnte. Die Zimmertür hatte er hinter sich halb offen gelassen, nach einer Minute blieb er in der Tür stehen und rief hinaus:

„Na, gehen wir, gehen wir! Es ist ohnehin schon spät!“

Die Frau bewegte sich wahrlich langsam. Sie hatte durchaus keine Lust zu springen, denn schon der Blick, der Geruch ihres Mannes gefiel ihr nicht. Sie nahm einen Suppenhöffel hervor, trug den Topf mit der Suppe hinein und teilte davon in den Teller des Mannes. Der Mann begann zu essen, er warf aber sofort den Löffel weg und seine Hand ballte sich zur Faust.

„Die Suppe ist schon wieder heiß! Man muß sich ja den Mund verbrennen“, brüllte er. „Das ist denn doch ein Skandal, wo sie mit dem Mittagessen schon vor einer Stunde

hätte fertig sein sollen“, schrie er, als würde er die Sache irgendeiner amvokenden dritten Person erklären, „und sie bringt sie doch lobend herein. Natürlich, sie läßt sie dort auf dem Feuer, sie kann es nicht auf die Seite rücken!“

Dann blickte er der Frau verächtlich in den Augen.

„Du hast nicht soviel Verstand, wie eine Henne!“

Die Frau unterdrückte ihre Gereiztheit, sie sprach doch mit dumpfer, ruhiger Stimme:

„Sie war zur Seite gerückt!“

„Natürlich zur Seite! Deshalb ist sie ja so heiß, wie Feuer. Man müßte dich einmal in eine Wanne mit solch „zur Seite gerückt“ Suppe legen! ... Und dann, weiß Gott, wie lange das schon auf dem Feuer brodelt! Sie ist wie ein Pflaumenkern. Das soll eine Suppe sein? ... Schau, daß du damit herauskommst, was sie zum Teufel, sonst schütte ich sie  $\frac{1}{2}$  auf den Kopf.“

Die Frau war schon bleich. Sie wollte seufzen, aber sie unterdrückte auch das. Sie sagte bloß kurz, heiser:

„Sie ist schon über eine Stunde fertig. So spät pflegst du nie zu kommen.“

Mit der Suppe war es also nicht in Ordnung. Auch gegen das Fleisch, gegen das Bohnengemüse machte der Mann verschiedene Einwendungen. Er zischte, fluchte, warf der wartenden Frau wahre Schlangenblicke zu. Das Fleisch war viel zu mager, obwohl er schon hundertmal gesagt hat und die Frau es auch sehr gut weiß, daß er halbfettes Fleisch liebt. Und wozu dieses viele Fett, in dem es schwimmt? Die Bohnen sind wie Kleister! Und welch einen eigenartigen Geschmack sie haben, vielleicht ist es wirklich ein Kleister! Warum hat sie nicht ein bißchen Essig hineingeschüttet, damit es wenigstens davon Geschmack bekommt. Die Frau sprach kein Wort. Aber wegen des Essigs machte sie doch die Bemerkung:

„Du hast doch ohnedies oft Zaddrennen.“

Der Mann brante auf:

„Stimmere dich nicht um meinen Magen! Es ist denn doch eine niederrichtige Gemeinheit, daß, was immer ich auch sage, als würde ich zur Mauer reden, und wagt um die Welt würdest du etwas so machen, wie ich es will.“

Der Mann wurde ganz rot, seine Hals-

adern schwellen an, er stand auf, brüllte und fuchelte mit den Händen. Er war ein großer, starker Mann, seine Stimme dröhnte, aber manchmal erstikte sie in einem heiseren Köcheln. Seine Augen sprühten Funken und das Zucken des Gesichtes und des Mundes zeigten seine sinnlose Wut so schrecklich, daß es einem Beobachter scheinen mußte, als würde sein Mund gleich zu schäumen beginnen und als wollten seine Augen blutunterlaufen hervortreten.

Die Frau zitterte, sie fürchtete sich, aber in ihrer Verzweiflung begann sie den Mann sehr schon mit entschlossener Böswilligkeit wild zu machen, indem sie sich gegen das Fenster wendete und mit flüsterndem Drohen sagte:

„Die Nachbarn hören jedes Wort! Sie werden sich von dir sehr schönes denken!“

Der Mann begann fast zu lachen. Was kümmern ihn die Nachbarn, diese Bagage, wie wagt es die Frau, ihm mit den Nachbarn zu kommen, wenn sie noch einmal solchen Unsinn redet, steht er für sich nicht gut, er weiß nicht, was er nun wird, aber etwas wird geschehen! Und sie soll den Mund halten, wenn er spricht und nicht frech sein!

Er ging wütend auf und ab, der Frau hin und wieder ein Schimpfwort zuwerfend. Die Frau ließ nur hier und da ein Wort fallen, sie geht auf und davon und kommt nie mehr zurück, dann ging sie hinaus in die Küche und wollte die Tür hinter sich schließen. Der Mann sprang ihr nach und riß die Tür auf.

„Vertreibe dich nicht, wenn ich der deinen elenden Kopf wasche, daß der Teufel...“

Die Frau sagte nach einer Weile:

„Was fehlt denn eigentlich dem Essen?“

Damit wurde das Glas voll. Der Mann stürzte zum Tisch, warf das Gemüße zur Erde, der Teller zerbrach in Stücke. Dann packte er seine Mütze und lief davon, die Tür blühte sich zuschlagend, daß ein Stück Mauer herunterfiel. Die Frau stand wortlos, sie starrte eine Weile auf die Tür, hinter welcher der schreckliche Mensch verschwunden war. Dann setzte sie sich auf den kleinen Schemel und weinte leise vor sich hin...

Der Mann aber rannte die Treppe hinunter und stürmte hinaus auf die Straße. Dort verlangsamte er ein wenig seine Schritte, aber er eilte noch immer lechzend,

fast rennend dahin. Als er bei der Ecke in eine andere Gasse einbog, stieß er mit einem vornehmen Herrn zusammen, er stammelte verlegen:

„Pardo-on!“

Und schon nicht mehr in so raschem Tempo eilte er weiter. Er ging in die Garage. Es war dies eine staatliche Garage, der Mann war Chauffeur, ein staatlicher Angestellter, einem höheren Beamten zugeeilt. Sein Herr hatte ihn für vier Uhr vor seine Wohnung bestellt. Er schaute auf seine Uhr und begann das Auto zu putzen. In diesem Augenblick trat der Garagenmeister ein: „Die anderen putzen die Autos immer dann, wenn sie dieselben einstellen! Dann gehen sie zum Mittagessen.“

Das ist wahr. Er wußte darauf auch nichts zu antworten. Aber dann fiel ihm sogleich ein, daß die anderen schon längst eingestiegen hatten und auch schon nach Hause gegangen waren, als er ankam.

Er setzte sich ins Auto, fährt aus der Garage, hinaus auf die Straße. In drei Minuten ist er vor dem Hause seines Herrn. Raum bleibt er stehen, kommt dieser auch schon zum Tor hinaus.

„Ergebenster Diener, gnädiger Herr.“

Er öffnet den Schlag des Autos, verneigt sich ein wenig. Der Herr aber bleibt, bevor er einsteigt, einen Augenblick stehen?

„Wo zum Teufel haben Sie heute früh solange gesteckt?“

Der Chauffeur wird verlegen. Der Chauffeur kann nicht antworten. Auf das

läßt sich auch nicht antworten. Er kann nicht antworten, weil er sich nicht getraut zu antworten. Und er müßte doch wie folgt sprechen:

„Aber, gnädiger Herr! Haben Sie sich denn nicht beim Bankdirektor bis sieben Uhr früh unterhalten? Zuerst ein glänzendes Nachtmahl, mit Fisch, Braten und Cremebäckerei, dann Tanz mit den parfümierten Damen, und später — wie die Dienerschaft erzählte — Bakkarat bis in die Früh, oder wie es in der Kartensprache heißt: bis Gromoboj! Ich aber habe unten von acht Uhr abends bis sieben Uhr früh gewartet. Wir, Chauffeure — denn es waren mehrere Gäste mit Autos — standen auf der Straße herum, für uns war in der Wohnung kein Platz. Ins Auto konnte ich mich nicht hineinsetzen, um ein bißchen zu schlummern, denn das haben gnädiger Herr strengstens verboten. Mich fror, da ein kalter Wind blies, auf dem vorderen, offenen Sitz ließ sich nicht schlafen und das ist auch kein Schlafen, und das geht schon so die vier Nacht. Und dann ist es auch nicht ganz in Ordnung, denn der gnädige Herr dürfte das Auto nur für amtliche Wege in Anspruch nehmen. Der gnädige Herr fährt mich so an? Es scheint der gnädige Herr ist entweder sehr dumm oder ein Schurke!“

Nun aber, der gnädige Herr stellte den Chauffeur mit einem Wort zur Rede, weil er sich in der Früh verspätet hat. Dann fügte er noch hinzu:

„Wenn das noch einmal vorkommt, lasse ich Sie ablösen.“

Das „Ablösen“ ist aber eine schwere, sehr schwere Drohung, sie bedeutet ungefähr soviel, wie „strafweise“ Verfestung. Der Chauffeur schwieg wie ein Hecht. Er preßte den Mund zusammen, schwieg und war untertänig. Dieser große, starke Mann vor einer kleinen, bleichen, kahltöpfigen Kate.

Jawohl, er war untertänig und er fürchtete sich. Der Proletarier muß sich um sein Brot fürchten. Wir alle fürchten uns! Früher hat man den Skaven bei Nacht in Fesseln geschlagen. Seither ist man darauf gekommen, daß körperliche Fesseln überflüssig sind. Eine Fessel ist die Angst — und der Sklave fürchtet, sein Brot zu verlieren.

Aber, wenn du dich schon fürchtest, elender Proletarier, wenn du hunderte Erniedrigungen am Tage erdulden mußt, wenn du nicht dreinschlagen kannst, kein zielbewusstes Wort sprechen kannst, und du täglich von Kopf bis Fuß mit unterdrücktem Zorn erfüllt bist — deshalb kränke nicht deine Frau und kränke nicht deine Kinder! Wenn die Suppe auch zufällig ein wenig heiß ist, wisse, daß die Ursache deiner rasenden Aufregung nicht die Frau ist. Wisse, daß der gnädige Herr, wenn die Suppe heiß ist, nur den Kellner im Restaurant anbrüllt — aber daheim lächelt er und erzählt seiner Frau mit schmeichelnder Untertänigkeit irgendeinen Wis. Was du mit der Bitterkeit machen sollst, die dir fast den Schädel bersten macht! Das weiß ich nicht. Oder ich will es nicht wissen, oder ich weiß es und will es nicht sagen. Jetzt sage ich dir nur soviel, die Frau lasse in Ruhe!

### Die Tagelöhnerin.

Sie führt die Sense und den Pflug, Ist tätig gleich in Saat und Ernte. Ihr Herz, das Angst und Sorge trug, Wohl auch das Beten längst verlernte.

Man sieht in ihrem Angesicht: Das Weh von fünfzehn Witwenjahren Und keine Falte, die nicht sprach: „Ich hab' des Lebens Zeit erfahren!“

Was sie im Tagelohn erstritt, Gab für die Kinder schmale Bissen, Sie aber hungerte und litt In Mutterstolz und Kämmernissen.

Sie müht sich ab mit Hoffnungsmut — O, daß ihr Wirken Segen fände! — Und trägt des Lebens schönstes Gut: Ein weiches Herz und harte Hände.

Otto Krille

### Das System des Ilsa Wolkow.

Das Moskauer satirische Wochenblatt „Krokodil“ liefert folgenden heiteren Beitrag zu dem von der Sowjetpresse unausgesetzt erörterten Thema der bedenklichen Weiterentwicklung in Femtern und Betrieben des Diktaturstaats, dem demokratische Kontrolle fehlt:

In Dingsda leitet mein Freund Ilsa Wolkow eine Abteilung des Porzellantruffs. Mit ihm zusammen habe ich einst im Erholungsheim der Sowjet-Angestellten einen Leidensmonat verbracht. Dort lernten wir uns kennen, dort schlossen wir Freundschaft. Jetzt werden Sie begreifen, weshalb ich sofort nach meiner Ankunft in Dingsda zu Ilsuschka in den Porzellantruff stürzte.

„n Morgen, alter Freund!“

„Ach!“

Wir umarmten uns. „Du kannst hier bis Dienstschluss in meinem Büro sitzen,“ sagte er mir, „und dann nehm' ich dich nach Haus — dort können wir uns nach Herzenslust ansprechen!“

Ich ließ mich in einen Winkel auf dem Lederdivan unter dem Bildnis Kalinins nieder, zog eine frische Zeitung aus der Tasche und vertiefte mich in die Politik.

Ilsa verwarfte weiter keinen Blick auf mich, drückte auf den Klingelknopf und erteilte dem herbeieilenden Laufsräulein den Befehl:

„Schicken Sie mir den Kanzleivorsteher zur Unterschrift!“

Nach etwa zehn Minuten erschien der Kanzleivorsteher mit einem Stoß Alten unter dem Arm.

„Alles in Ordnung? — Schon wieder strömen Sie einen unausföhllichen Zwiebelgestank aus!“ schnauzt ihn Ilsa an und runzelt angewidert die Stirn.

„Wie Sie zu wissen belieben, pflegt bei mir stets alles in Ordnung zu sein. Der Zwiebelgestank — ist nicht Ihre Sache!“ zischt der Kanzleivorsteher.

„Na, benehmen Sie sich, wenn ich bitten darf! Vergessen Sie nicht, wo Sie sind!“ knurrt Wolkow und beginnt die Geschäftspapiere zu unterschreiben.

Der Kanzleivorsteher setzt sich mit einem Krach und, wie mir scheint, demonstrativ auf den Stuhl, zündet sich eine Zigarette an und mustert Wolkow mit so unverhohlenem Haß, daß ich jeden Augenblick erwartete, er werde das Tintenfaß ergreifen und es seinem Vorgesetzten gegen den Nacken schleudern.

„Sie können verduften!“ schreit Ilsa und schiebt ihm den Altkensapel zu. „Aber passen Sie auf, daß alles in Ordnung ist.“

„Passen Sie selbst auf sich auf!“ versetzt der Kanzleivorsteher grob und schlägt die Tür hinter sich zu.

Ich mußte mich für meinen Freund schä-

men und verteilte mich noch tiefer in meine Zeitung.

Der Buchhalter trat ein.

„Na, Sie alte Wanderratte, haben Sie mir die Tabellen aufgestellt? Oder nicht? Zum Teufel noch mal!“ überfiel Ilsa, von einem neuen Wutausfall gepackt, den armen Buchhalter.

„Jawohl, Genosse Wolkow. Alles da, Genosse. Ich habe sie bei mir.“

Ins Zimmer schlüpfte die Stenotypistin und zwischerte anmutig:

„Hier ist Ihr gedrucktes Referat!“

„Wie oft hab' ich Ihnen gesagt, daß Sie ohne telephonische Meldung nicht zu mir hereinströmen sollen. Diese Disziplinlosigkeit! Verlassen Sie mein Arbeitszimmer!“

Nach der Stenotypistin erschien der Kassierer, darauf irgendein Geschäftsführer, dann der Vorsteher des örtlichen Parteikomitees — alle raunte Ilsa Wolkow in rüdester Weise an, wobei die einen mit ihm genau so schroff und erboßt redeten, während die anderen das Geschimpfe ihres Chefs ruhigen Blutes über sich ergehen ließen, als ginge die Sache sie nichts an.

Als die Arbeitszeit um war, wandte sich Ilsa mit demselben verbindlichen Lächeln zu mir, mit dem er mich vorher begrüßt hatte:

„Und jetzt komm mit mir nachhause Mittag essen!“

Ich konnte mich vor Verblüffung nicht fassen, als ich am Mittagsstich den Kanzleivorsteher friedlich dastehend wieder traf, — den Kanzleivorsteher, den Ilsa während der Dienststunden so grob angefahren hatte, und dazu die von Wolkow aus dem Zimmer gejagte Stenotypistin, die jetzt friedlich die Suppe vorlegte.

Ich verkniff meine Neugierde und forsierte nicht nach des Käufers Lösung.

Doch als zur Vesperstunde der Buchhalter, der Kassierer und der Vorsteher des örtlichen Parteikomitees fröhlich ins Zimmer gestolpert kamen, und die ganze Kompanei, mit dem Betriebsleiter Ilsa an der Spitze, in edler Ein-

rach; Schwarzer Peter zu spielen begann, konnte ich meine Spannung nicht mehr meistern:

„Erzähl! Was ist los?“

„Was?“

„Wie soll ich das verstehen — diese Kuppeln im Dienst und diese Kollegialität hier?“

„Ach, das möchtest du wissen? Also, paß mal auf! Das ist unser System, unser selbstpatentiertes Erfindergeheimnis. Doch dir will ichs verraten. Du weißt ja, augenblicklich wird bei uns die Bettelwirtschaft in Behörden und Petrieben heftig bekämpft. Also, damit keiner

auf den Gedanken kommt, der Kanzleivorsteher sei mein leiblicher Bruder — flegeln wir uns während des Dienstes an; dieselbe Methode muß ich auch gegenüber meiner Frau — der Stenotypistin — anwenden. Ähnlich liegen die Dinge bei den übrigen. Den einen gestalte ich, bissig zu sein, die anderen müssen es schweigend dulden... So ist das Leben, mein Lieber! Glaubst du aber, daß es leicht ist, auf seiner vertrautesten Cheliebsten mit Füßen zu trampeln und Grobheiten von dem Kanzleivorsteher anzuhören — dem dämlichen Onkel — Bruder wollte ich sagen?“

Gnade erweisen, ihr Kind von einem heiligen Tiere auffressen zu lassen.“

Man konnte die Reden der beiden Damen nicht völlig vernehmen, weil auf dem breiten Plage vor dem Louvre gerade eine Militärabteilung mit klingender Musik vorbeizog. Aber die beiden Freunde verstanden doch sehr gut, daß die Damen sehr entrüstet waren.

„Aber ich bitte Sie,“ rief die eine, „das ist doch eine ungeheuerliche Barbarei, wenn eine Mutter ihr Kind einem blinden Wahne opfert! Hat sie kein Muttergefühl? Und wenn es vielleicht eine von den Männern jener Zeit — Männer sind ja zu allen Zeiten grausam gewesen — geforderte Sitte war, warum haben die Frauen damals nicht gegen den Unsinn protestiert?“

Die andere Dame war schon ruhiger geworden. „Das ist leider einmal gewesen,“ sagte sie, „uns Frauen von heute dürfte man solche Barbarei nicht zumuten. Wir sind vernünftiger geworden, Gottseidank. Wir bestimmen heute mit, daß unsere Kinder in eine Welt der Güte hineinwachsen, und wehe den Männern, die uns zu einem Wahnsinn verleiten wollten, der unsere Kinder schädigt!“

Bernard, der beim Anhören dieses Gesprächs bleich geworden war, konnte sich nicht länger beherrschen. Er sprang auf, trat hart zu der Dame und führte die gänzlich Ueberaschte die wenigen Schritte bis zum Fenster hin.

„Verzeihen Sie, bitte, Madame, aber da ich Ihr Gespräch mit anhöre, kann ich unmöglich schweigen. Sie sind vielleicht selbst Mutter, eine von den vielen, die heute noch auf der Stufe stehen wie jene Ägypterin, die sich freuen, wenn ihr Kind von einem heiligen Krokodil gefressen wurde. Schauen Sie hinunter auf das marschierende Militär. Glauben Sie, Madame, daß diese Söhne von Müttern freiwillig und mit Freuden sich dem Kriegsgott in den Rachen geworfen haben? Bestimmt nicht! Aber sehen Sie die Frauen und die Mädchen, die kommenden Mütter, wie sie sich lachend freuen, daß dort die Söhne von Müttern marschieren, Kinder, die im Feuer der unausbleiblichen Schlacht einen ebenso furchtbaren Tod sterben müssen wie der Säugling im Rachen des Krokodils. Und sehen Sie weiter drüben die schwarzgekleidete Schorbleicher Kinder unter der Obhut von Priestern, die sie zu Aberglauben, Dummheit und Verachtung der Welt und der anderen Menschen erziehen? Blicken nicht viele Frauen und Mütter wohlgefällig zu diesem Werke der Lebensverneinenden Niedertracht? Ist das ein Fortschritt gegenüber der Szene auf jenen altägyptischen Lehmtafeln? Nein, ihr Mütter opfert eure Kinder immer noch gefräßigen Krokodilen und seid froh dabei. Auch Sie, Madame, werden von Fortschritt, und dabei —“

Bernard konnte nicht weiterprechen. Die Dame und ihre aufgeregten Begleiter riefen und kreischten laut nach Polizei. Ein Aufseher stürzte herbei. „Befreien Sie mich von diesem Wahnsinnigen!“ schrie die Dame, „er schmätzt die heilige Religion und unser tapferes Heer!“

Anderer Aufseher kamen hinzu, und der sanfte Reimond, der den Vorfall aufklären wollte, kam nicht zu Worte, als er hinter dem Knäuel von Uniformen herlief, die den sich sträubenden Bernard hinauszerrten.

„Denken Sie nur,“ sagte der zitternde Ägyptologe mit der Kofette der Ehrenlegion hinter dem sich entfernenden Tumult her, „beinahe hätte dieser junge Barbar jenen Sarkophag angerannt, der dem Priester Taho aus der Regierungszeit Pyrametichs I. aus der sechsundzwanzigsten Dynastie gehörte und unerfänglich einfach unerfänglich ist.“

## Die heiligen Krokodile.

Von Hans Otto Henel.

In den labyrinthischen Sälen und Korridoren des Louvre zu Paris ist in einzigartiger Fülle angehäuft, was in den letzten sechs Jahrtausenden die Menschheit an sogenannten schönen Kunstgütern hervorgebracht hat. Der genügend interessierte Besucher laßt sich an Ort und Stelle kostbar illustrierte Kataloge und andere Schriftwerke von anerkannten Autoritäten der schönen Wissenschaften und nimmt so schwarz auf weiß den Glauben mit nach Hause, daß es eine absolute Schönheit gäbe, die dem Urteil der Jahrtausende standhält. Diese Wertschätzung der ausgegrabenen, restaurierten und registrierten Schönheit ist sogar weit verbreitet. Nur die auf Zeitungspapier nächstliegenden Lumpenprofessoren an den Ufern der Seine kümmern sich nicht darum, weil sie groß materialistisch überhaupt nur an die Befriedigung primitiver Bedürfnisse — Hunger, Kleidung, Obdach — denken. Und natürlich auch nicht die Mammonarägen von Vels bis Detroit, weil ihre Erfahrung sie lehrt, daß in einem Millionenreich alle Schönheit der Welt eingeschlossen sein könnte. Die Probe aufs Exempel erparen sie sich.

Als Bernard und Reimond zum siebenten Male durch die ungeheuerliche Wüste von Gemälden, Skulpturen, Inschriften, Porzellan, geschnittenen Steinen, kostbaren Geweben, getriebenen Metallen wanderten, ließ Bernard in einem Anfall von Mutlosigkeit sich auf einen Plüschdivan fallen. Es war in der ägyptischen Abteilung, wo die Sphinxen mit Löwenköpfen und Menschenköpfen und die Statuen der löwentöpfigen Göttin Sedmet einen Menschen wohl zu beinbruden vermögen, der sieben Tage hintereinander das Louvre besucht hat und mit der Besichtigung noch längst nicht fertig ist.

„Ich bin es satt,“ sagte Bernard, „dieses Gerümpel der Schönheit anzugucken, nur weil man mir eingeredet hat, daß der Anblick zur Bildung und Veredlung des Geistes beitrüge. Diese Schönheit ist ja tot. Willst du bestreiten, daß sie tot und nutzlos ist? Ah, du meinst, daß jedes einzelne Stück in der Umgebung seines Entstehens dazu beigetragen habe, die Menschheit aus der Barbarei zur Gesittung zu führen? Nun ja, du hast recht, denn zur Zeit seiner Entstehung und ein wenig darüber hinaus lebt ein Kunstwerk wirklich, weil es wirkt. Damit gößt du aber mir nur recht und sprichst indirekt unserer Zeit das Urteil, die Kunstwerke nicht mehr allgemein und öffentlich wirken läßt, sondern sie sammelt. Ist das nicht eine Abart des Besitzwahnsinns, der sich mit Geld Privilegien erkaufte? Behaupte nicht, mein Freund, daß Sammlungen und Museen öffentlich seien, selbst wenn man kein Eintrittsgeld verlangt! Den trinkenden Bettler und das ansässige Lumpenweib läßt kein betretter Aufseher herein. Die öffentlichen Museen sind Privilegien, an denen nicht alle Menschen teilhaben dürfen. Schlimmer noch, sie sind ein sichtbarer Ausdruck dafür,

daß der moderne Staat lieber die tote Schönheit vergangener Zeiten sammelt und konserviert, statt die Häßlichkeit zu beseitigen, die erbarmenswürdig durch den lebensvollen Tag der Gegenwart schreitet. Nimm nur die letzten drei Generationen an. Viele Millionen von ihnen aus allen Weltteilen sind zu dieser Kumpfkammer der Schönheit gewallfahrt wie in früheren Zeiten die Menschen zu ihren Göttern — bemerkst du rings in der Welt des Heute, daß die Menschen besser geworden sind? Die begüterten Menschen, die es sich leisten konnten, diese hier aufzusuchen — ließen sie sich von der Schönheit begeistern, ihre Mitmenschen nicht mehr zu unterdrücken, auszubeuten, zu töten? Nein, es liegt wohl nicht an der Schönheit selbst, sondern mehr daran, daß diese Wallfahrer ver-gessen haben, daß der neben ihnen lebende, aber von ihnen verachtete Menschenbruder auch eine Schönheit in sich birgt, die mehr der Entdeckung und Pflege wert wäre als diese toten Kostbarkeiten um uns. Sie sind ja erst durch unsere unlebendige Wertschätzung kostbar geworden. Wir haben die tote Schönheit überschätzt zumunsten der lebenden.“

„Es ist leider wahr,“ antwortete Reimond, „daß wir die Häßlichkeit unserer Gesellschaftsordnung zu verdecken suchen mit der Zurschaufstellung von Schönheit, an deren Entstehung wir keinen Anteil haben. Aber du darfst nicht vergessen, daß das liebevolle Bewahren, dieses unaufhörliche Betrachten der Schönheit früherer Zeiten die Menschheit geistig befruchtet und zum Besseren gewandelt hat.“

Bernard mochte nicht sofort antworten, denn zwei Damen in Begleitung eines alten, vollbärtigen Herrn mit goldener Brille und der roten Kofette der Ehrenlegion im Knopsloch betreten den Raum und stellten sich dicht bei den beiden Freunden auf. Sie betrachteten einige der uralten, mit Bildern und Schriftzeichen bedeckten Lehmziegel. Der alte Herr mußte ein bedeutender Ägyptologe sein, denn er vermochte den Damen nicht nur die Bilder zu erklären, sondern auch die Inschriften ziemlich fließend zu übersetzen.

„Sehen Sie, meine Damen,“ dozerte er, „diese Tafeln stammen aus dem sogenannten Alten Reich, das wir auf die Zeit von 2980 bis 2475 vor Christi Geburt festgesetzt haben. Diese Wellen bedeuten das Ufer des Nilstroms, und was Sie hier sehen, ist ein Krokodil, das in seinem Rachen ein spielendes Kind vom Ufer entführte und natürlich nun verpeisen wird. Es brauchte eigentlich nicht zu entfliehen, denn keinem Menschen würde es eingefallen sein, dem Tiere die Beute zu entreißen. Es durfte nicht einmal berührt werden, denn die Krokodile galten im alten Ägypten als heilige Tiere. Den Beweis haben Sie in der danebenstehenden Frau mit geöffnetem Munde. Der dabeistehende Text besagt, daß sie ein Preislied zum Lobe der Götter anstimmte, weil sie ihr die

### Was mancher nicht weiß.

**Nicht Roschus gut oder schlecht?** Hierauf antwortet Dr. G. Hans Müller im „Kosmos“: Die große Menge verpöndet den Roschusdunst, weil sie ihn nicht kennt. Sie weiß nicht, daß das, was ihr „nach Roschus“ riecht, Batschuli, Veilber oder verwandte ätherische Oele sind, die in ihrer Aufspringlichkeit manchem unwillkommene Dünste sind; echter Roschus ist das edelste Grundmittel der feinen Parfümerie und die unentbehrlichste Zuträge zur Herstellung ihrer Erzeugnisse.

**Der kleinste Fisch** ist der Leonomfisch in den Gewässern der Philippinen. Er ist höchstens fünfzehn Millimeter lang.

**Deutschland:** das Land der Vereine. Es bestehen: 9300 Turnvereine, 6000 Gesangsvereine, 5000 Fußballvereine, 4000 Schützenvereine und Vereine, 1200 Athletenvereine, 1275 Radfahrervereine, 800 Ruder- und Seglervereine und 1000 Keglervereine.

**Das Wort Heiden** verdankt seinen Ursprung der Tatsache, daß bei Einführung des Christentums in Deutschland die wilden Bewohner der Heide am längsten der Befehring Widerstand leisteten.

**In Bayern** gibt es ohne die zirka 14.000 Holtar großen Seeflächen rund 27.000 Fischteiche.

**Ein großer See-Elefant** (Robbenart im südlichen Eismeer) wiegt 45 Zentner; er frißt täglich 350 Pfund Seebüchse.

**Die Verbreitung der Flußperlmuschel** erstreckt sich über die ganze nördliche Erdhälfte. Die größten Exemplare finden sich im Gebiete der Weißen Elster (Sagland), wo sie im Mühlhänler, Ebers, oberen Görnigbach, der Würsch, dem Hosenbrunnbach, der Trieb und noch anderen Flüssen und Bächen stellenweise noch so häufig ist, daß man oft mehrere laufende Meter den Bachgrund nicht erkennen kann vor nebeneinander stehenden, eingeleiteten Muscheln.

**Ein Hecht** von 115 Zentimeter Länge und 13 Kilogramm Gewicht wurde im Jahre 1921 in dem kleinen Hübny-See bei Hübny (Bütland) gefangen, der nur acht Jahre alt war.

**Die mittlere Tiefe der Ostsee** beträgt 55 Meter.

Kiefernarten, eine Fichtenart und eine Tannenart übrig geblieben. Viele der einst verschwundenen Pflanzen findet man jetzt wieder bei uns als Zierbäume, so Schierlingstannen und Maulfichten, Weimutskiefer und Himalajakiefer, die Douglasfichte, die Eibe und den Gingko-baum.

**Der geheizte Fluß.** Der langgestreckte Wasserarm, der New York von Long Island trennt, wird gewöhnlich „East River“ genannt, ist aber kein eigentlicher Fluß; er enthält zwar bewegtes, aber kein fließendes Wasser. Nach einer von der staatlichen Gas- und Elektrizitätsvereinigung veröffentlichten Studie ist die Temperatur dieses Wasserbedens um durchschnittlich 10 Grad höher als diejenige der benachbarten Gewässer, wie des Hudson usw., und zwar ist diese Erhöhung auf die Tätigkeit einiger dort gelegener Kraftwerke zurückzuführen. Innerhalb von 12 Meilen finden sich an dieser Stelle neun gewaltige Elektrizitätswerke, deren Kondensatoren das Flußwasser zum Kühlen benötigen. Diese Anlagen haben im Durchschnitt eine Leistungsfähigkeit von 1.200.000 Kilowatt und verbrauchen jährlich 1000 Tonnen Kohle für die Dampferzeugung zum Antrieb der Turbinen. Für jede Tonne Kohle sind rund 400 Tonnen Kühlwasser erforderlich, und die Wärme der zu diesem Zweck aus dem East River entnommenen Wassermengen erhöht sich um etwa 20 Grad, wenn sie durch die Kondensatorröhren strömen. Im Hinblick auf die besonderen Zirkulationsverhältnisse des East River, der fast stehendes Grundwasser hat, schätzen die Fachleute, daß das in der Maschine erwärmte Wasser sich um höchstens 10 Grad wieder abkühlt. Da bei den ständig notwendigen riesigen Wassermengen sozusagen der ganze Inhalt des Flußbedens fortwährend durch die Kondensatorröhren strömt und erhitzt wird, ist die Tatsache der höheren Wassertemperatur durchaus erklärlich. Man nimmt an, daß der East River schließlich — wie sonst in besonders kalten Wintern — überhaupt nicht mehr zufrieren dürfte, falls sich noch weitere große Kraftwerke an diesem „Fluß mit Dampfheizung“ ansiedeln sollten.

**Amerikanische Reklame.** Es gibt in Amerika 99 Firmen, die je für Zeitungs- und andere Reklame mehr als eine halbe Million Dollar (2.100.000 M.) jährlich ausgeben. Henry Ford steht dabei an der Spitze. Seine Reklamerrechnung beträgt jährlich 3 Millionen Dollar. Die 99 Firmen zusammen geben jährlich 56 Millionen Dollar aus für Zeitungsreklame und 46 bei Monats- oder Wochenzeitschriften, sogenannten „Magazins“. Bei letzteren sind allein die Reklamerrechnungen für die 33 größeren Magazins aufgenommen. Diese erhalten also jede durchschnittlich ungefähr 1.400.000 Dollar jährlich von den 99 größten Firmen.

### Allerlei.

**Moderne Pflanzen der Braunkohlezeit.** Die Tertiarzeit, in der sich die Braunkohlen bildeten, liegt Jahrmillionen zurück. In der darauf folgenden Eiszeit wurde die Pflanzenwelt, die an der Entstehung der Braunkohlen den hauptsächlichsten Anteil hatte, in Deutschland zerstört. In anderen europäischen Ländern, die von der Eiszeit weniger heimgesucht wurden, sind aus dieser Braunkohlezeit noch viele Pflanzen in der heutigen Flora erhalten. Nun ist eine ganze Anzahl dieser Pflanzen, die vor Jahrmillionen in Deutschland blühten, von Westen, Südosten und Osten her wieder zu uns zurückgekehrt. Nach den neuesten Forschungen über die fossile Flora, wie Rudolf Hundt in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ mitteilt, sind es hauptsächlich Stiersträucher, die jetzt wieder bei uns heimisch geworden sind. Dazu gehören in erster Linie die Stumpfpfeiffenwälder, die in der Braunkohlezeit sehr verbreitet waren. Heute gibt es von ihnen nur noch zwei bis drei Gattungen, und zu ihnen gehören der eigentliche Wachsolder und der Sodebaum. Von den Lebensbäumen, die in der Braunkohlezeit sehr häufig waren, hat sich die Thuja auf unseren Friedhöfen und in unseren Parks wieder eingebürgert. Von den Tannengewächsen, die vor Jahrmillionen Deutschland bedeckten, sind mehrere

### Gedanken-Splitter.

**Friedenshelden.** Die Sache des Friedens ist nicht für die Wenigen! Soll der Friede von Dauer sein, so muß er von tapferen Menschen getragen werden, von Menschen, die um nichts schlechter sind als Helden, die willens sind, ihr Leben in der Hand zu tragen und es jederzeit für ihre Ideale zu wagen — die aber eines vor dem Helden voraus haben, daß sie niemals nach eines anderen Leben trachten —; Menschen, die dank ihrer intellektuellen Einsicht oder ihrer sittlichen Höhe ihres eigenen inneren Wertes so gewiß sind, daß sie weder ihr Eigentum noch ihr Leben für ein so großes Gut halten, als daß sie es um den Preis eines solchen Hochverrats ihrer Grundzüge retten möchten, wie eine Abschachtung von Menschen es bedeutet. Emeron (1803—1882).

### Seiterses.

**Der Chinesentöter.** „China“, erklärte der Lehrer in der Schule, „ist ein riesiges, stark bevölkertes Land. Ihr könnt euch einen Begriff von der großen Zahl der Bewohner machen, wenn ich euch erzähle, daß jedesmal, wenn ihr einen Atemzug macht, ein Chinese stirbt.“ Zwei Minuten später bemerkt der Lehrer einen Knirps, der atemlos nach Luft schnappte. „Was ist dir denn?“ fragte er den Jungen. „Ich mache Chinesen tot“, antwortete der Schüler.

**Der Richter:** „Warum haben Sie denn diesen entsehligen Prügel zur Verhandlung mitgebracht, Angeklagter?“ — Der Angeklagte: „Weil in der Vorladung gestanden hat, ich hätte für meine Verurteilung selbst zu sorgen.“

**Im Gericht.** „Warum haben Sie diese Brieftasche gestohlen?“ — „Ich hab' geplündert, daß etwas drinn ist.“

**Ein interessanter Fall.** In einer Klasse der Töchterchule zu M. spricht der Lehrer über das Nibelungenlied, zweiter Teil, wo Kriemhild im Hunnenland vermahnt ist und den Besuch der Nibelungen empfangt. Weber das Erzählte hat die Klasse einen Aufsatz zu schreiben. Eine Schülerin läßt sich dabei unter anderem folgendes machen aus: „Auf der einen Seite gebar Kriemhild dem König Etel einen Sohn, auf der anderen Seite brütete sie Rache.“

**Im Park.** „Ach, ist Ihr Kleiner reizend!“ — „Finden Sie?“ — „Und so geschickt! Was er es nicht, der hier auf dem Rasen spielt?“ — „Ja, er war es.“ — „Drei Mark, bitte. Das Betreten des Rasens ist verboten. Ich bin der Parkwächter.“

**Die sparjame Hausfrau.** „Aber, Brauchen, habe ich denn je was Unnützes angeschafft?“ — „Ganz unnützlich war der Feuerlöcher vom vorigen Jahr — wir haben ihn kein einziges Mal gebraucht!“

**Die Hochzeitsreise.** Mama wundert sich über die unheimliche Stille im Kinderzimmer. Leise öffnet sie die Tür und sieht Paulchen und Inge, wie zwei zärtliche Engel auf dem Sofa nebeneinander sitzen. — „Nanu,“ sagt die Mama argwöhnisch, „warum seid ihr denn so stumm?“ — „Aber, Mutti, wir machen ja gerade unsere Hochzeitsreise.“ — „Aber, wo habt ihr denn Mutti gelassen?“ — „Mutti liegt unter dem Sofa,“ sagt Paulchen ernsthaft, „er muß noch ein bißchen warten, bis er geboren wird!“

**Freigebig.** Sie (in Tränen): „Du hast das Versprechen gebrochen, daß du mir gegeben hast!“ — Er: „Weine nicht, Schatz! Ich gebe dir ein anderes!“

### Rätsel-Ecke.

**Kreuzworträtsel.**

Wagrecht: 1. Soviel wie selten, 2. Geographischer Begriff, 3. Europäischer Staat, 4. Götterkönig, 5. Leblosigkeit, 6. Teil des Pferdefußes. — Senkrecht: 1. Wildart, 4. Geistlicher Würdenträger, 7. Französischer Dichter, 2. Vogel, 8. Russisches Gewicht, 9. Teil des Wohnbaues.

**Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:**  
Die Familie: Hans, Gang, Gaud, Gaus.